

Wiesbadener Angelegenheiten.

Wiesbaden, 9. April 1915.

Zur Beachtung!

Infolge Einberufung des Genossen Lister zum Militärdienst ersuchen wir unsere Verleger, Briefe für die „Volksstimme“ direkt an die Redaktion Frankfurt a. M., Großer Hirschgraben 17, zu adressieren. Die einzelnen Parteipresse und Zeitungsfilialen müssen dafür sorgen, daß der Parteipresse über wichtige Vorgänge in der Gemeinde Berichte zugehen. Eventuell ist die Frage zu prüfen, ob während der Dauer des Kriegs nicht eine Genossin die Verlegerstellung übernehmen kann.

Redaktion der „Volksstimme“.

Die Zahlungsfähigen kennen keine Rücksichtnahme auf den Krieg.

Der Berliner Professor Rubner, einer der Mit-Herausgeber der Zeitschrift „Die deutsche Volksernährung“, macht eifrig Propaganda für eine Beschränkung der Speisekarten in den Gasthäusern und Restaurants. Er sagt:

Im Großstadtleben hat die Verköstigung außer dem Hause eine ungeheure Bedeutung; es kommen für diese nicht nur die zahllosen „alleinstehenden“ Personen in Betracht, die ihre Nahrung in Gasthäusern einnehmen müssen auch die zahlreichen Leute, die in Vororten wohnend, wenigstens die Mittagsmahlzeit in der Nähe ihrer Arbeitsstätte verzeihen wollen, und auch ungezählte Massen, welche zur „Erholung“ auszugehen pflegen oder nach Konzert und Theater noch ihre Abendmahlzeit einnehmen. Der Umsatz an Nahrungsmitteln in Gasthäusern muß ein ganz ungeheurer sein. Eine Tageszeitung brachte vor einigen Monaten die Notiz, daß es in Berlin an 20 000 Gasthäuser mit mindestens 50 000 Angestellten gäbe; freilich gibt es kaum eine andere nichtdeutsche Großstadt, die mit diesen Ziffern konstatieren kann. Dieser große Teil der Besucher findet in der Gasthausküche etwas „Besseres“ als zu Hause, sonst würde selbstverständlich der Anreiz zum „Ausgehen“ überhaupt fehlen. Die wenigsten Familien verfügen über die Kochkunst, um auch im Hause einmal mit dem „Gasthaus“ an Güte konkurrieren zu können. In dem Uebertreiben des Gasthauslebens liegt für unser Volk ein schlimmer sozialer Mangel, der in seiner Tragweite bisher viel zu wenig gewürdigt worden ist. Die Kosten der Ernährung erhöht und diese überhaupt zu falschen Bahnen leitet. Auf die Gründe und Ursachen dieser Erscheinung weiter einzugehen, muß ich mir hier versagen; nur auf einige Gesichtspunkte, die mit der Kriegslage im Zusammenhang stehen, mag hingewiesen sein. Man braucht kein scharfer Beobachter zu sein, um herauszufinden, daß in Gasthäusern in Friedenszeiten, namentlich da, wo das Brot nicht weiter bezahlt wird, der Weißbrot- und Kleingebäckverbrauch oder, richtiger gesagt, die Brotverköstigung enorm steigt. Aber die Küche in den Restaurants frant noch an einer anderen Kost, darf man wohl sagen, die von den Geschäftsleuten als solche empfunden wird, ohne daß sie es wagen, einen entscheidenden Schritt zu tun, das ist die lange Spezialkarte die man bei der noch immer steigenden Konkurrenz genötigt ist, bereitzustellen. Ein größeres Berliner Restaurant bietet, wie man mir mitteilt, im Laufe des Tages 150 verschiedene Gerichte an; auf alle diese Dinge muß der Besucher sich einstellen, um seinen Aufmerksamkeitskreis zu erweitern. Wie viel er gerade von den einzelnen Dingen essen wird, weiß er nicht; so hinterbleiben jeden Tag eine ganze Masse von vorbereiteten Vorräten, die sich nicht immer konsumieren lassen, sondern einfach zugrunde gehen. Die Vielfältigkeit der Speisekarte hat den Nachteil, daß mit der Zahl der „Platten“ die Menge der unbenutzbaren Abfälle überhand nimmt, da auf jedem der gemischten Teller unweigerlich ein Rest von Speiseabfällen liegen bleibt. Die Gasthausküche bietet gerade solche Nahrungsmittel, die an und für sich teuer sind und jetzt geschont werden müßten; daher ist es dringend erforderlich, daß die öffentliche Küche mit einer Verminderung der Zahl der Gerichte vorgeht. Ob ein paar Schlemmer zuerst die Nase rümpfen, davon liegt nicht viel; in der Hauptmasse des Volkes wird ein solcher Entschluß nur volles Verständnis und Billigung finden.

Darin irrt Prof. Rubner. Die „Voll. Zeitung“ hat auf Grund seiner Vorschläge eine Umfrage veranstaltet, deren Er-

gebnis recht bezeichnend für die Opferwilligkeit und Denkwürdigkeit der zahlungsfähigen Schichten der Berliner Bevölkerung ist. Die Geschäftsleitung des „Kaiser-Keller“ (eines bekannten Weinrestaurants in der Friedrichstraße, das nur sehr zahlungsfähige zu seinen Gästen zählt) versichert der „Voll. Ztg.“, „die Osterfeiertage hätten wiederum den Beweis geliefert, daß das Berliner Publikum außerordentlich anspruchs- voll sei und nur sehr wenig von einer freiwilligen Rücksicht- nahme auf den Krieg verschlucken lasse“. Der Inhaber eines anderen, nicht genannten Berliner Weinrestaurants ist der Meinung, „daß nur bei einer reichhaltigen Speisekarte durch die Zusammenstellung möglichst verschiedenartiger Gerichte die Möglichkeit gegeben sei, in den Materialien, an denen Knappheit herrscht, zu sparen und sie durch die reichlich vor- handenen zu ersetzen. Vieles, was als Delikatesse bezeichnet werde, sei in Mengen da. Wer die Mittel habe, sie zu ge- nießen, solle nicht daran gehindert werden. Diese Delikatessen konnten jetzt im Kriege als Ersatz für Fleisch, Weißbrot und Gemüse genossen werden. Viele dieser Delikatessen, wie etwa Hummer, seien jetzt nicht selten billiger als im Frieden. Kaviar, dessen Nährwert bekanntlich hoch sei, sei wenig oder gar nicht im Preise gestiegen“. Die Befürchtung Professor Rubners, daß nichtverwertbare Reste in größeren Massen blieben, trafe nicht zu. Seit Einführung der Brotkarte hätten die Speisekarte auf den Teller abgenommen. Was in der Küche übrig bleibe, werde fast reiflos für die Ernährung der Angestellten verwendet.

Soweit die Ergebnisse der Umfrage der „Voll. Ztg.“. Man sieht daraus, daß die Zahlungsfähigen gar nicht daran denken, sich irgendwie einzuschränken, und daß die großen Restaurants und Hotels nicht geneigt sind, ihren Gästen die Kriegskost, die in härtester Weise auf die Besitzlosen drückt, spüren zu lassen.

Haushaltsplan der Landesversicherungsanstalt Hessen-Nassau für das Jahr 1915.

Der Etat der Landesversicherungsanstalt bilanziert in Ein- nahme und Ausgabe mit 13 708 200 Mark. Der Vorschlag der Einnahmen aus Beiträgen, der im Vorjahre mit 9 Mil- lionen eingelegt war (im Rechnungsjahre 1913 betrug er 9 892 885,05 Mark), ist für 1915 auf 9 250 000 Mark eingelegt worden, also trotz des Krieges um 1/4 Million höher als 1914, und nur um 142 835,05 Mark niedriger, als im Jahre 1913. Diese Rechnung wird wohl nicht stimmen. Trotz Einstellung weiblicher Arbeitskräfte, die Beiträge zur A.-B.-D. zu leisten haben, werden mindestens 2 Millionen Mark weniger einkommen, weil ein großer Teil Versicherungsplattiger im Felde steht. Wenn auch z. B. im Frankfurter Bezirk für die Metallindustrie circa 4000 Arbeiter mehr in Frage kommen als im Jahre vorher, so ist aber doch zu beachten, daß die Beschäftigung in den anderen Industriezweigen dafür um so trostloser ausfällt. Die Harzwerke höchst z. B., die vor dem Kriege 8000 beschäftigte Arbeiter und Arbeiterinnen zähl- ten, haben jetzt nur 4000 Arbeiter und Arbeiterinnen. Circa 3000 Arbeiter sind einberufen. Die Einnahmen aus Zinsen, angeleg- ten Wertpapieren, Hypotheken und sonstigen Kapitalanlagen er- geben ein Mehr von 810 000 Mark. An Strafgeldern, die im Vor- jahre mit 6000 Mark veranschlagt wurden, sind 1500 Mark mehr eingelegt worden. Unter Kapitel 8 sind für Invalidenhauspflege aus den Rentenbeiträgen, die gemäß § 127 der A.-B.-D. verwen- det werden, 3000 Mark mehr eingelegt worden, wovon 4000 Mark von den Pfleglingen des Invalidenheims Schützenhof zu Hofgeismar vorgeschlagen sind, und 14 000 Mark für in anderen An- stalten untergebrachte Pfleglinge. Unter Titel 2 und 3 kommen aus sonstigen Ersparnissen und Zuschüssen zu Pflegefällen und Durchführung der Invalidenhauspflege noch 10 200 Mark dazu, so daß dieses Kapitel 28 200 Mark vorzieht. Der gesamte Ein- nahmeetat für 1915 steht gegen das Vorjahr ein Mehr von 708 000 Mark vor.

Unter den Ausgaben interessieren in erster Linie diejenigen für Rentenleistungen, § 1372 Nr. 16, §§ 1408 bis 1410 und 1481 der A.-B.-D. (Alters-, Invaliden- und Witwenrenten) und ein- malige Leistungen als Witwengeld und Waisenaussteuer. Für die Dauerrenten sind 100 000 Mark mehr als im Vorjahre vorgesehen.

für die einmaligen Leistungen 2000 Mark mehr. Für Witwengeld mit der Waisenaussteuer von 500 Mark kommt nur ein Betrag von 8500 Mark in Frage. Die Summe scheint uns gleichfalls zu gering angelegt. Zweifellos muß durch den Krieg und seine Folgen mit einem ganz erheblichen Hinausschnellen dieser Ausgaben Summe gerechnet werden. Wieviele Familiennäher sind in unserer Zeit ge- storben, gefallen, und wieviele werden nach dem Kriege den mit- gemachten Strapazen in kürzerer oder längerer Frist nach zum Opfer fallen. Für allgemeine Maßnahmen gemäß § 1274 A.-B.-D. figurieren 60 000 Mark. Dieser Paragraph der A.-B.-D. besagt: „Die Versicherungsanstalt kann Mittel aufwenden, um allgemeine Maßnahmen zur Verhütung des Eintritts vorzeitiger Invalidität unter den Versicherten oder zur Hebung der gesundheitlichen Ver- hältnisse der versicherungspflichtigen Bevölkerung zu fördern oder durchzuführen.“ 17 Vereine und Institutionen für Volkswohlfahrt und Gesundheitspflege erhalten daher Beträge von 100 bis 35 400 Mark (z. B. 100 Mark bekommt der deutsche Verein gegen den Miß- brauch geistiger Getränke; 4000 Mark zur Bekämpfung der Tuberkulose auf dem Lande; 35 400 Mark Beihilfe an Krankenpflege- stationen). Es hätte unter diesem Kapitel getrost eine weit höhere Summe eingestellt werden können, denn in der Kriegsgefahrzeit steht nicht minder drohend die Seuchengefahr. Die Allgemeine Verwaltung der Anstalt erfordert eine Ausgabe von 516 400 Mark. An persönlichen Aufwendungen (Gehälter und Vergütungen, Belohnungen und zur Verfügung des Vorstandes und Vorstands) 481 100 Mark. Für sachliche Aufwendungen werden 85 300 Mark gefordert.

Der etatsmäßige Ueberschuß beträgt 708 000 Mark. Das Gesamtvermögen der Anstalt zirka 74 Millionen Mark. Um einen Einblick in die Verwaltung der Landesversicherungs- anstalt zu bekommen, wollen wir nun einem Arbeitervertreter das Wort geben. Die Offenheit wird sich sicherlich interessieren, inwieweit es möglich war, die Interessen der Versicherten dort zu vertreten.

Näh- und Stridarbeiten. Die Vermittlungsstelle für Heereslieferungen, die bekanntlich vom Magistrat, der San- dels- und Handwerkskammer begründet worden ist, hat in Gemeinschaft mit bestehenden gemeinnützigen Verein- gungen eine Unterabteilung zur Herbeiführung von Näh- und Stridarbeiten begründet. Durch Verbindung mit den zuständigen militärischen Bekleidungsämtern ist es gelungen, namhafte Aufträge herbeizuführen und werden bereits über 300 Frauen in Heimarbeit bei diesen Arbeiten beschäftigt. Ein neuer großer Auftrag ist eingegangen, der die Beschäftigungsmöglichkeit für noch viele hundert Frauen herbeiführt. Die Ausgabe für diese Arbeiten befindet sich in der Süddeutschen Neuen Museums, mit welcher eine Lehrwerkstätte verbunden ist, in der die Frauen unentgeltlich zu den Arbeiten angeleitet werden können. Die Veransta- lung ist eine gemeinnützige, es können deshalb befriedigende Arbeitslöhne gezahlt werden, welche vielen Frauen der Arbeiter, den zahlreichen beschäftigungslosen Arbeiterinnen, den An- hängern kleiner Schneiderei, Damen- und Herrenschneidern lobenden Verdienst zuführen. Die Aufträge sind so beträch- tlich, daß auch die Frauen der Vororte mit beschäftigt werden können. Alle diejenigen, welche Arbeiten anfertigen wol- len, oder sich darin unterweisen lassen wollen, haben sich auf dem Arbeitsamt, Doppeimerstraße 1, in der Abteilung Ver- mittlungsstelle für Heereslieferungen zu melden, woselbst sie eine Ausweisarte erhalten. Außer dem Auftragsauftrag ist auch ein größerer Stridauftrag herbeigeführt worden, damit auch alle diejenigen, die des Nähens unfähig sind, Gelegenheit zum Verdienen haben, und es darf erwartet werden, daß von dieser Einrichtung lebhafter Gebrauch gemacht wird, insbe- sondere von denjenigen, welche über Mangel an Arbeit und Verdienst glauben Veranlassung zu haben, zu klagen. Die Ausgabe der Arbeiten erfolgt nachmittags von 3½ bis 5 Uhr.

Die Ausgabe im Brotverteilungsamt hat seit Ende März ihre Tätigkeit begonnen. Eine Aufforderung an die be- züglichen Kreise, möglichst viel Brotmarken zu er- sparen, wird hoffentlich auf fruchtbaren Boden fallen. Durch die größere Vielfältigkeit in der Ernährung sind sie ja

Kleines Genieleton.

Frankfurter Theater.

Im Schauspielhaus überzeugte das zweite Gastspiel des Hrn. Anna Nolewska davon, daß ein Engagement der Künstlerin eine willkommene Ergänzung des Personals bedeuten würde. Sie war nicht ganz die edelverwandelte Bäuerin, bringt aber so hohe Gaben und eine treffliche künstlerische Kultur mit, daß man von ihrem längeren Verbleiben an der hiesigen Bühne Günstiges erwarten kann. Vielleicht und wahrheits- gemäßer ist ihr nicht gegeben, eine realistische Kunst, die Verbundenheit verlangt, zu interpretieren, aber auf alle Fälle kann sie würdig dem hohen Stil des klassischen Dramas dienen, und wenn sie Frauen aus dem Volke, wie gestern ihre Rottin, mit diesem hohen Schwung befeuert, so ist das schließlich wertvoller, als die Ger- ausarbeitung von Reinkünften des Dialekts und der Geberde. Das Schauspielhaus bedarf einer Interpretin edler, opferfähi- ger Weiblichkeit, die nicht isolationshaft als Heroine auftritt, sondern die weichen Empfindungen der Mütterlichkeit mit großem Handeln zu vereinen weiß. Das ist Hrn. Nolewskas schauspielerischer Beruf, deswegen empfehlen wir, wenn die materiellen Bedingungen es ermöglichen, mit ihr Vertrag zu schließen.

Ein Pionier für Flugzeug und Unterseeboot.

Prof. Dr. Ludwig Darmstadt erinnert in der „B. Z.“ am Montag, daß bereits im Jahre 1851 der bekannte Submarine-Ingenieur Wilhelm Bauer sich mit Herstellung eines Brandtauchers beschäftigte, den er allerdings wegen Mangels an Mitteln so ungenügend ausführte, daß er schon beim ersten Versuche im Meeresboden am 1. Februar 1851 über den wir bereits in Nummer 76 unter der Überschrift „Tragikomisches vom Unterseeboot“ berichteten, verunglückte.

Trotz dieses Mißerfolges hielt Bauer mit der Zähigkeit des Erfinders an seiner Idee fest und setzte sein ganzes Streben für ihre Verwirklichung ein. Nachdem es ihm im Jahre 1851 nicht gelang, die nötigen Mittel zu erhalten, gewann er 1855 den damaligen russischen Admiral Groß- fürsten Konstantin für seine Sache. Die ihm vom Großfürsten zur Verfügung gestellten Mittel wurden zur Herstellung eines

neuen Brandtauchers verwendet, der sich bei wiederholten Ver- suchen im großen und ganzen bewährte. Nichtsdestoweniger blieb die Sache liegen und alle Projekte, die Bauer selbst und ein für die Erreichung seiner Zwecke 1864 in Leipzig geor- dneteter Wilhelm-Bauer-Verein zur Herstellung von Rüst- brandern aufstellten, hatten lediglich Mißerfolge. So kann es nicht Wunder nehmen, daß der in seinen Hoffnungen getäuschte Erfinder mißmutig wurde, zumal ihm auch keine vielfachen Versuche, die Mittel für den Bau eines von ihm projektierten Flugzeuges zu erhalten, mißglückten. Seine Ideen gingen, wie er in einem in der Kriegs-Autographen-Ausstellung der Königl. Bibliothek in Berlin ausliegenden Brief vom 22. September 1870 dem Kaiserat Geheimrat Rens in Wildhof mitteilt, auf den Bau eines „deutschen Adlers“, den er über Paris führen wollte. „Ich würde damit der Festungsbesat- zung und auf die unteren Geschosse noch viel zu fern liegende Stadt und Regierung einen Druck mittels Dynamit aus- üben, welcher den Frieden diktiert dürfte, weil der Druck auch ohne Armees von Lyon, Tours, Marseille usw. ausgeübt werden könnte.“ — Unglücklich über das Scheitern aller seiner Pläne, schreibt er in einem an gleicher Stelle vorhandenen Brief vom 22. Januar 1871 an den kaiserlichen Embassier:

„Nun, mein Traum — bis zum 1. Februar, als dem Jahrestag, wo ich vor 20 Jahren in Kiel die verhängnisvolle Fahrt in die 32 Fuß-Tiefe machte und dort im zertrümmten Brandtaucher mit meinen beiden Gefährten von 9 Uhr bis nachmittags 3½ Uhr ver- weilen mußte, um so wichtige Erfahrungen zu sammeln und, wieder an die Oberfläche ausgeworfen, später zu Nutzen für Submarine und die Mittel zum Bau des Adlers zu erhalten — ist bald völlig ausgeträumt. — So habe ich im Deutschen Kaiserreich ebenso ver- lassen und verhöhnt auf unseren Bergen, wie ein im Kampf all- gewordener Adler auf seinem Fels und kann wie dieser nur hinab- und hinausfliegen auf die mich als ausgebrannt mahlende Welt.“

— Nun, es ist schon größerer Geistes, als ich bin, so und ähnlich und oft noch schmerzlicher ergangen.“

Zum wenigsten wurde Bauer, der schwer erkrankt war, in der Folge durch eine ihm von Königin Ludwig II. von Bayern gewährten Pension von 400 Gulden jährlich bis zu seinem bald — 20. Juni 1875 — erfolgenden Tode vor der äußersten Not bewahrt.

Am Schlachtfeldabraum.

Aus dem Felde schreibt man uns: h. Gelegentlich eines kurzen dienstlichen Aufenthaltes im Bahnhof zu Sankt W. führte mich der

Zufall an den dort liegenden Schlachtfeldabraum, der dort fast tä- glich vom nahen Kampffeld, auf dem seit Monaten viel Blut fließt, angefaßten wird. Was da in diesem primitiven Schuppen, durch dessen Dach und Wände der Wind den Regen peitscht, nicht alles hel- einander liegt! Waffen aller Art von Franzosen, Deutschen und Engländern, vielfach verbogen oder zerbrochen, alles bedarrt, Munition aller Art, Patronenladungen, Tornister, Brotbeutel, Jaum- und Sattelzeug, Handtasche, Strümpfe, Verbandsgaze, Schießsche, Futterale aller Art, Koppelgeschloß, Leibriemen, Hosenträger, Pul- wärmer und Leibbinden, Hemden und Unterhosen, Wäsche, und Hosen in deutscher Weidgasse und in französischem Rot und Blau! Viele der Kleidungsstücke sind durchnäßt, alles ist stark mit diesem Schmutz der Ardebeerde jener Gegend verunreinigt, teilweise sind die beschmutzten Kleidungsstücke mit gelben und rötlichen Farb- stoffen förmlich imprägniert, Spuren von Explosivstoffen, die in den Schützengraben ihre verhängnisvolle Wirkung übten. Als und zu sind in diesem Schlachtfeldabraum zerfallene Soldbücher oder Briefe und Feldpostkarten, deren Schrift meist verwittert ist, zu sehen.

Während ich eben einige dieser Briefe und Karten, meist inter- essante Dokumente aus der Heimat, Sorgen, Ängste, Hoffnungen und Wünsche von Müttern und Angehörigen ausbreitend, durch- blättere, brachte ein Kondemann eine ganze Anzahl junger Franzosen heran. Es waren junge Leute von 18 bis 20 Jahren, französische Heerespflichtige, die von den deutschen Truppen an- gerufen wurden und zu Schützengräben und Verladearbeiten ver- wendet werden. Es sind bereit in jenem Bahnhof und in der Nähe des Schlachtfeldes 150 beschäftigt. Die jungen Leute sind meist ab- gerissen und sehr schlecht gekleidet; sie dürfen aus dem Schlachtfeld- abraum Kleider und Schuhwerk entnehmen, um sich damit aus- zustatten.

Einer der jungen Leute, ein engbrüstiges Büßchen, auf des Lippen dürrer Bartstamm, mit blassem Gesicht, stellte sich auf- stellend unbeholfen, so daß es mich drängte, dem armen Teufel zu helfen. Während er sich so total zerrissen, durch und durch nassen Schürhülle und Hemden aus. Die Strümpfe waren total durchnäßt, zerrissen und voll Schmutz; andere brauchbare Strümpfe waren im Abraumhaufen nicht zu finden. Ich schlug vor, Fußklappen zu machen aus dem noch unberührten Rückenteil eines französischen Infanteriewaffentocks, der die Regimentsnum- mer 110 trug. Das Büßchen nickte mir um seinen rechten Fuß; für den anderen Fuß fand ich ein Futterstück aus einem über und über blutigen Mantel eines deutschen Reservisten, dem arg mit-

